

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 25.

Montag, 31. Januar

1927.

Strandgut.

Roman von W. Hest.

(Nachdruck verboten.)

(21. Fortsetzung.)

„Mit Elssleth, Mutter, das wird nichts werden, glaub' ich. Du hast mich so oft geplert, daß ich heiraten sollt', aber ich hatte immer noch keine Lust. Nun ist's soweit.“

Sie bog sich ungestüm vor. „Mußt du sie heiraten?“ unterbrach sie ihn grob. Da leuchtete es blühtartig in seinen Augen auf, aber er behielt sich in der Gewalt, und dachte nur, wie seltsam doch diese blinde Gehässigkeit sei bei einer sonst durchaus rechtlichen Frau.

„Das glaubst du ja selbst nicht, Mutter. Aber sie gefällt mir nun mal so wie sie ist, und sie soll meine Frau werden, wenn sie Lust hat.“

Da weinte Anna Reintjema laut auf, in der Erkenntnis, daß alles verloren sei. Meno war genau so eigensinnig und starrköpfig wie sein Vater und wie alle Reintjemas.

„Diese Dirn, die eigentlich von der Straße stammt, und dann nur so'n bißchen adeligen Firnis übergestrichen gekriegt hat, die keinen roten Pfennig und kein einziges Handtuch mit in die Ehe bringt, — der du selbst noch das Brautkleid schenken mußt —“ schluchzte sie.

„Soviel wirft der Hof schon ab, Mutterchen.“

„Das sagst du so, als ob gar nichts darauf ankäme, daß alle Nachbarn sich über dich 'n Aß lassen werden. Hast doch sonst immer für den stolzesten unter all den Hofbestizern am Deich gegolten, weil unsere Familie die älteste war und du die meiste Bildung hattest. Von all den anderen ist doch keiner bis Sekunda auf der Schule gewesen, und nun lästst du noch. Bist du denn verrückt geworden, Meno? Gott o Gott, wär' ich doch lieber gestorben, ehe ich sowas an meinem einzigen Sohn erleben mußte!“

Er ließ sie reden, weil er wußte, daß ihr das Erleichterung gewähren würde. Beirren konnte sie ihn nicht. Was an dieser Sache zu erwägen war, das hatte er alles wochenlang erwogen. Ganz still für sich in zäher, verschlossener Friesenart. Nun stand sein Entschluß fest.

Er wartete geduldig, bis der Strom der bitteren Worte und zornigen Anklagen verstiegte, und sie sich erschöpft zurückwarf, das nassgeweinte Taschentuch zusammengeknüllt. Da strich er ihr beruhigend über die knochige Rechte und dachte, daß es doch die Hand der Mutter sei, die ihn in seinen Kinderkrankheiten betreut und feinetwegen keine Mühe und Arbeit gescheut hatte, so viele Jahre hindurch.

„Es tut mir sehr leid, Mutter, daß ich dich so aufgeregt hab', aber die Zeit wird schon kommen, da du es anders ansiehst und dich freuen wirst, daß niemand außer mir gehört hast, was du alles gegen deine Schwiegertochter herausgeschleudert hast. Und wenn ich nachher mit Dorasles komme, sei ein bißchen gut gegen sie, ja? Tu's mir zu Gefallen. Bedenk, sie hat keine Mutter. Mach's dir und ihr und mir nicht unnötigerweise schwer, denn die Sache ist einmal wie sie ist, und meinen Sinn ändere ich nicht.“

Mit seinen großen schwingenden Schritten ging er hinaus in die Küche, wo Dorasles Rottkohlköpfe zer-

schnitt und sie mit ihren Tränen betröpfelte. Bei Menos Eintritt sah sie auf.

„Wie ist's nun? Wann soll ich weg?“ sagte sie flüchtig, aber er lächelte in der allerermutigendsten Weise.

„Sie sollen gar nicht weg, wenn Sie nicht mögen. Aber darüber kann ich mit Ihnen nicht hier in der Küche sprechen“, sagte er, indem er ihr ohne weiteres Rottkopf und Messer aus der Hand nahm und ihr ins Wohnzimmer voranging.

Ja, das war heute ein anderer Tag, als der, an dem sie Gerhard Torade halb widerwillig und halb voll unbestimmter Ängste das Jawort gegeben hatte. Diesmal war alles Freude und Beruhigung. So mußte einem armen kleinen steuerlosen Schiffslein zumute sein, wenn eine kräftige Hand es an sicherem Bollwerk befestigte. Selbst beim Gedanken an die strenge Mutter fühlte sie ein wenig vom Übermut der Jugend. Was konnte ihr denn geschehen, wenn Meno, der große starke Meno auf ihrer Seite war?

Die Sache erwies sich aber dann doch nicht so einfach, denn Frau Anna war keine verächtliche Gegnerin. Mit Mettes Hilfe hatte sie sich, ungeachtet ihrer Schmerzen mühsam aufgerafft und angeliebet. Sie wollte nicht im Bett liegen und zu dem jungen Ding von neunzehn Jahren gewissermaßen hinausschauen. Nicht um die Welt! So stand sie bei Dorasles Eintritt in ihrem besten schwarzen Tuchkleid auf ihren Stuhl gestützt, steil aufgerichtet da wie eine entthronte Königin, und ihr Gesicht war kalt wie Eis.

„Sie müssen schon entschuldigen, Fräulein Katumeit, daß ich Sie nicht mit Jubel als Schwiegertochter begrüßen kann. Ich hatte für meinen Sohn was anderes gewünscht, aber er ist sechsendreißig und muß wissen, was er tut. Und nun man bloß keinen Handluch, Sie wissen ja, das schäme ich nicht.“

„Nach' es uns allen nicht schwer, Mutter“, hatte Meno gebeten, und sich dabei auf die allmähliche, gesunde Einsicht der alten Frau verlassen. Sie machte es ihm und Dorasles aber doch schwer und sich selbst viel leichter am schwersten.

Sie blieb fortan, auch wenn es ihr besser ging, in ihrem Zimmer, strickte lange Strümpfe für Meno oder las die Bibel. Sie war ja abgesetzt, hatte also in der Küche nichts mehr zu suchen. Und dabei stand Weihnachten vor der Tür; Festbäckerei und Schlächterei mußten besorgt werden. Wenn Dorasles um Rat fragte oder die Mutter bat, einmal hinauszukommen, so hieß es: „Ich denke, du willst einen Hofbestizer heiraten, da wirst du doch sicher soviele von einer Wirtschaft wissen, wie hierzulande jede Konfirmandin weiß.“

Wohnte doch Meno sehen, was für ein Gänsehen er sich von der Landstraße hereingeholt hatte. Oder sie fragte Dorasles mit ostentativer Demut nach ihren „Anordnungen“, betonte in Mettes Gegenwart immer wieder, daß sie ja nichts mehr zu sagen habe, oder sprach in anzüglicher Weise von der reichen Aussteuer an Betten, Leinwand und Mobillen, die sie einst als Braut ins Haus gebracht habe. In Menos Gegenwart

nahm sie sich selbst zusammen, aber wenn sie ihn in sicherer Entfernung wußte, geriet sie häufig mit Doralies zusammen, in der doch mehr Temperament steckte, als sie angenommen hatte, und das Ende vom Lied war, daß beide in hellem Zorn auseinanderfuhren, um sich jede in ihrem Zimmer auszuweinen. Aber die Tränen der alten Frau waren doch die bittersten. Es lag soviel hilfloser Zorn darin, soviel brennende Eifersucht. Sie hätte ja wohl zu der verheirateten Tochter ziehen können, die in Emden an einen wohlhabenden Lederhändler verheiratet war, aber sie wollte nicht. Eine Art perversen Eigensinns hielt sie hier im Hause fest. Sie wollte sehen, was für Dummheiten die ungeliebte Schwiegertochter an den Tag geben würde, wollte mit dabei sein, wenn der Sohn zur Erkenntnis seines Mißgriffs gelangte. Meno ließ es ihr gegenüber an keiner Rücksicht und keiner Aufmerksamkeit fehlen, trotzdem zermürbte sie die Eifersucht. Auch wenn er, wie in alten schönen Zeiten, neben ihrem Lehnstuhl saß und Fragen der Außenwirtschaft mit ihr erörterte, meinte sie ganz genau zu wissen, daß seine Gedanken bei seiner Braut waren und daß er nur auf eine Gelegenheit wartete, um zu entweichen und Doralies in irgendeiner stillen Ecke zu küssen.

Es handelte sich aber keineswegs immer um Küssen und Kosen, wenn sie die Verlobten beinander wußte.

„Ich kann die ewigen Sticheleien deiner Mutter nicht aushalten, Meno, ich kann's nicht“, klagte Doralies. „Ist's gar nicht möglich, das du mal ein Machtwort sprichst.“

Er seufzte. „Du mußt Geduld haben. Wir Reintjemas sind altmodische Leute, bei denen das vierte Gebot noch in Kraft steht: „Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren.“ Ich hab dich genommen gegen ihren Willen, aber weiter kann ich nun nicht gehen. Es gibt nur eins, das helfen könnte, — nämlich, wenn sie lernte, dich liebzuhaben. Du mußt sehen, daß du ihr das Herz abgewinnst, Doralies.“

„Das kann ich nicht. Ich will ja gern, aber wenn sie mich so mit bösen Augen und zusammengekniffenen Lippen ansieht und alles an mir verkehrt findet, so fällt mir nichts ein, was ich ihr zuliebe tun könnte.“

Er strich ihr übers Haar. „Armes Ding. Ich glaub' wohl, daß es nicht leicht ist, aber wir müssen mit Mutter auf guten Fuß kommen. Da hilft nichts. Ich hab euch beide lieb. Und will zwischen euch stehen als Bindiglied und nicht als Prellbock. Du bist mir doch gut, was?“

„Ach, Meno — wenn du das noch nicht weißt —“

Er lächelte. „Na, schön. Dann versuch's immer wieder, Mutter herumzukriegen, hörst du? Verlier die Geduld nicht. Tu's mir zuliebe.“

Sie sprachen oft darüber hin und her, und es waren immer viel längere Reden, als Meno für gewöhnlich zu halten pflegte. Er kannte ja Doralieses Nöte nur allzugut, aber ebenso auch seine eigene Machtlosigkeit. Gestrorenes Erdreich wird im Schneesturm nur immer härter, da hilft nur milder Sonnenschein, aber ob in Doralies soviel Sonnenkraft steckte, um das starre Wesen seiner Mutter zu brechen?

Auf jeden Fall sah er, daß sie sich Mühe gab, und wenn es ihr gar zu schwer wurde, sich aus seinen Blicken Ermunterung und Anerkennung holte.

Sobald wie möglich bestellte er Aufgebot und Auszug. Es vertrat sich nicht mit den Schicksalstheorien seiner Kreise, daß Doralies lange Zeit als Braut unter seinem Dache lebte. Auch meinte er, die Mutter würde innerlich eher zur Ruhe kommen, wenn erst Standesamt und Kirche die Sache unwiderruflich gemacht hätten.

„Ich habe mir so gedacht, daß die Hochzeit am letzten Freitag im Januar sein kann, was meinst du dazu, Mutter?“

„Ich meine nichts. Du hast zu befehlen, mein Sohn. Du bist ja der Herr. Und die Aussteuer braucht uns ja, Gott sei dank, keine Arbeit zu machen. Nur das eine sag' ich dir gleich — einen Hochzeitschmaus gibt's nicht. Ich bin krank und freu' mich, wenn mich der Rheumatismus nur herumkrabbeln läßt. Und sie versteht ja nichts vom Ausrüsten.“

Seine Stirn rötete sich vor Verdruß über ihren Ton, aber er beherrschte sich vollkommen. „Du sollst gar keine Last davon haben, Mutter. Ich laß 'ne Kochfrau aus Bremen kommen.“

„Jawohl, damit die fremde Person in meiner Speisekammer herumwirtschaftet und alles wegstiehlt, was sie zu fassen kriegen kann? Danke! Das gibt's nicht. Da leg ich mich quer davor“, rief sie.

„Ja, Mutter — Unfrieden will ich mit dir nicht haben. Wenn du also durchaus nicht darüber sein kannst, so lassen wir uns in der Stadt trauen, und ich bestelle das Essen im Hamburger Hof. Aber sag' selbst — warum sollen wir den Nachbarn soviel zu reden geben?“

„Sie reden auch so schon genug, das ist's ja gerade, was mich so wild macht“, rief sie aus, aber sie willigte schließlich doch ein, daß das Hochzeitessen mit Hilfe einer Kochfrau im Hause ausgerichtet werde. Ganz klein, natürlich.

„Rein, Mutter, es soll sein, wie sich's gehört. Weder so klein, noch so groß, daß die Leute was darüber zu spekulieren haben. Und in der Kirche werden wir getraut, nicht im Hause. Es soll nicht aussehen, als ob Doralies und ich uns vor irgendeinem zu verstecken brauchen“, sagte Meno und straffte sich ein wenig in den Schultern. Das hatte sein Vater auch bisweilen getan, und dann hatte Frau Anna jedesmal gewußt, daß es ganz vergeblich sei, ihn umstimmen zu wollen.

Vortlesung folgt.

Gedenktage im Februar.

- 1917: Beginn des verstärkten Unterseeboottkrieges.
- 1827: Der Maler Oswald Achenbach in Düsseldorf geb. — 1857: Der Komponist Michail Iwanowitsch Glinka in Berlin gest. (nach anderen Quellen am 15. Februar). — 1917: Der Landschaftsmaler Gustav Schönleber in Karlsruhe gest.
- 1852: Ilse Frapan-Münian (Schriftstellernamen der Novellistin Ilse Leven) in Hamburg geb. — 1887: Der Pianist und Komponist Auguste Désiré Bernard Wolff in Paris gest. — 1917: Die Vereinigten Staaten brechen die Beziehungen zu Deutschland ab.
- 1847: Der Schriftsteller Otto Franz Gensichen in Driesen geb. — 1922: Der Burengeneral Christian R. Dewet in Bloemfontein gest. (nach anderen Quellen am 6. Febr.).
- 1852: Der Jurist Theodor Niemeyer in Boll (Württemberg) geb. — 1877: Entlassung Midhat-Paschas (Türkei). — 1907: Der englische General Sir Archibald Alison gest.
- 1852: Der Landschafts- und Marinemaler Bartolomeo Bezzi in Trentino geb. — 1922: Kardinal Ratti wird zum Papst gewählt (Pius XI.).
- 1802: Der Dichter Johann Nepomuk Vogl in Wien geb.
- 1847: Jos. Rubinstein in Staro-Constantinow (Rußland) geb. — 1867: Der Philosoph Max Dessoir, Herausgeber der „Zeitschrift für Ästhetik und allgem. Kunstwissenschaft“, in Berlin geb.
- 1837: Der russische Dichter Alexander Sergejewitsch Puschkin in Petersburg gest. — 1847: Der Elektrotechniker Thomas Alva Edison in Milan (Ohio) geb.
- 1917: Krönung der Tochter Meneliks II. von Abessinien, Alisero Zeoditu.
- 1777: Der Dichter Frhr. de la Motte Fouqué in Brundenburg geb. — 1837: Der Schriftsteller Ludwig Börne (Pseud. Varuch) in Paris gest. (nach anderen Quellen am 13. Februar).
- 1852: Der Philosoph, Theologe und Pädagoge Georg Runge, Universitätsprofessor in Berlin, in Woltersdorf geb.
- 1817: Der französische Landschaftsmaler und Radierer Charles François Daubigny in Paris geb. — 1837: Der Dichter Wilhelm Jensen in Delfinghofen (Hollstein) geb.
- 1847: Der Nationalökonom Karl Bücher in Kirberg, Reg.-Bez. Wiesbaden, geb. — Der Komponist Philipp Scharwenka in Samter (Posen) geb. — 1867: Der Schriftsteller Fritz Engel in Breslau geb.
- 1827: Der Pädagoge Johann Heinrich Pestalozzi in Brugg (Aargau) gest. — 1867: Österreichisch-ungarischer Verfassungsausgleich. — 1877: Der dramatische Dichter Salomon Hermann Ritter v. Mosenthal in Wien gest. (nach anderen Quellen am 14. Februar).
- 1857: Der Maler, Radierer und Bildhauer Max Klinger in Leipzig geb. — 1867: Die Schriftstellerin Hedwig Courtois-Mahler, geb. Mahler, in Nebra a. d. Unstrut geb. — 1897: Der italienische Violinvirtuose und Komponist Antonio Bassini in Mailand gest.

19. 1837: Der Dichter Georg Büchner in Bützsch gest. — 1887: Der niederländische Dichter Multatuli (Eduard Douma Decker) in Nieder-Ingelheim gest.
20. 1802: Der Violinvirtuose Charles Auguste de Bériot in Löwen (Belgien) geb. — 1922: Reinhard Mannesmann, mit seinem Bruder Max der Erfinder der nach ihm benannten Rohre, in Remscheid gest.
21. 1677: Der Philosoph Baruch de Spinoza im Haag gest. — 1857: Der Schriftsteller Gustav Morgenstern geb. — 1916/28. Januar 1917: Schlacht bei Verdun.
22. 1857: Der Physiker Heinrich Verw in Hamburg geb.
23. 1852: Auf der Wertsch von Zelt und Tischbein in Rostock läuft der erste in Preußen erbaute Schraubendampfer vom Stapel.
25. 1897: Der Goetheforscher Michael Bernays in Karlsruhe gest.
26. 1802: Der französische Dichter Victor Marie Hugo in Besançon geb. — 1852: Der englische Dichter Thomas Moore in Clontarf-Cottage (Wiltshire) gest. (nach anderen Quellen am 25. Februar). — 1877: Der Politiker Willy Hellwich, badischer Unterrichtsminister, in Oels (Schlesien) geb.
28. 1867: Der Maler und Zeichner Thomas Theodor Heine in Leipzig geb. — 1887: Der Schriftsteller Wilhelm Karl Gerst, Generalsekretär des Bühnenvolksbundes, in Frankfurt a. M. geb.

Die Pfauenfeder.

Von Serena Flohr.

Querüber in der mit Photographien und Ansichtskarten gespickten japanischen Wandmatte steckte eine Pfauenfeder. Die kleine dicke Frau Bachmann zog sie feinsend heraus, legte sie auf den Tisch und glitt vorsichtig mit der Schürze darüber, um den anhaftenden Staub wegzuwischen. Nun schillerte das feine biegsame Dingelchen noch mal hell und goldig, und Frau Bachmann betrachtete es voll Entzücken, ehe sie es Pierrot, der ungeduldig wartend neben ihr stand, übergab.

„Gerne leihe ich Ihnen die schöne Feder zwar nicht“, sagte sie ohne Hehl, „aber da Sie versprochen haben, sie bei mir abzugeben.“

„Ja, ja, gewiß“, unterbrach Pierrot lachend seine Hauswirtin, „haben Sie nur keine Angst um Ihr Prachtstück. Morgen früh können Sie es unbeschädigt wieder in Empfang nehmen.“

Sprach's, steckte sich die Feder an sein schwarzes Samtkäppchen, schlüpfte in den weiten, dunklen Mantel und begab sich eilends auf den Maskenball.

Dort, im hohen Saal, in den Lichtfluten, die von den großen Kristallkristallen herabströmten, wippte geschmeidlisch auf Pierrots Haupt die Feder, blühte im leuchtendsten Blau und Grün, schimmerte verführerisch wie rotes Märchengold, und der dunkle Fleck in ihrer Mitte schaute wie ein neugieriges Auge rings im Kreise. Wer hätte gedacht, daß sie noch vor kurzem in Frau Bachmanns nüchterner Stube zwischen den Bildern hausbadener Menschen und zwischen grellfarbigen Stadtansichten ein verstaubtes Dasein geführt hatte!

„Oh, welch schöne Pfauenfeder du trägst, Pierrot“, sagte bewundernd eine schlank Ägypterin, als sie an seinem Arm durch die breite Glasstür aus dem heißen hellen Saale in ein kleines, in gedämpftes Licht getauchtes Nebengemach trat.

„Nicht wahr, sie steht mir vortrefflich?“ redete sich stolz Pierrot, und die Feder nickte bestätigend. Die Ägypterin war vor einem Spiegel stehen geblieben und begutete darin sich und ihren Begleiter.

„Nicht zu leugnen; aber ich glaube, mir stünde sie noch besser. Willst du sie mir nicht geben?“

Pierrot zog die gemalten Augenbrauen hoch. „Wozu?“ fragte er dann ablenkend. „Dein Kopfschmuck ist doch wahrhaftig prächtig genug.“

„Ich möchte sie als Zepher in Händen tragen. Stehst du nicht, daß ich königlichen Ranges bin?“

Hochmütig blickten aus der schwarzen Larve die dunklen Augen in die feinen, und ein schlanker Arm, von dem die reichgestickte Seide des weiten Ärmels zurückfiel, hob sich verlangend. Pierrot aber zog aus der Tasche eine Mandarine, ließ sich auf ein Antel nieder und bot sie der Maske vor ihm.

„Nimm vorlieb mit dieser goldenen Kugel, du kannst sie als Reichsapfel bewahren oder sie verschenken, wie es dir beliebt.“

Die Ägypterin nahm die Mandarine und schaute neugierig in den Spiegel. „Das hatte Gellb zum tiefen Grün meines Gewandes sieht hübsch aus, aber noch fehlt die schillernde Feder. Gib sie mir!“

Pierrot hatte sich in einem der tiefen Stühle gleiten lassen. Dort lag er nun, ein weißer Fleck auf dunklem Grunde, dort leuchteten die Lippen aus dem gepuderten Ge-

sicht, das die mächtige schwarze Halskrause hervorbrach und freudig umschloß. Einmal blickte er zur schlanken Gestalt empor. „Was gibst du mir dafür?“ fragte er dann langsam, überlegend.

„Kriecher!“ höhnte die Königstochter. „Was verlangst du?“

Pierrot spielte mit der Larve, die er vorher abgenommen, als sie das Gemach betreten hatten, schob das Samtkäppchen ein wenig zurück, als sei ihm heiß geworden, aber gelassen erwiderte er: „Ich bin nicht blauen Blutes wie du und habe daher wohl andere Meinungen und Begierden, als sie dir zu eigen sein mögen. Die goldige Mandarine schenke ich dir, die Pfauenfeder aber erhältst du nur im Tauschwege. Ich schlage vor: gib mir den Reifen, den du am linken Oberarm trägst.“

Die Ägypterin wich fast erschrocken einen Schritt zurück. „Bist du von Sinnen? Wüßtest du um den Wert dieses Schmuckes, wärest du mit keiner Silbe, es zu verlangen. Für eine armselige Pfauenfeder!“ Und sie lachte spöttisch.

„Oh, schöne Larve, oder wie du sonst dich zu nennen beliebst“, entgegnete unbeteiligt Pierrot, „möchtest du nicht zu begreifen geruhen, daß vielleicht meine bunte Feder mir mehr gelten kann als dein jewelensbestes Goldstück?“

Da ging sie ihm in die Falle.

„Wer gab sie dir?“

„Eine schöne, ich glaube sogar: die schönste Frau.“

„Weshalb sagst du, ich glaube? Bist du von ihrer Schönheit nicht so völlig überzeugt?“

„Erst müßte ich dich ohne Larve sehen!“

Frage und Antwort hatten sich gelagert. Pierrot zerdrückte den Rest seiner Zigarette in der gläsernen Aschenschale, die Ägypterin blickte schweigend in den Spiegel. Von drüben kamen die Klänge der Tanzmusik, einzelne Paare huschten durch den Raum, heiß vom Tanze, flüsternd, schwabend, flüsternd. Pierrot und die Fremde schwiegen. Dann, nach einer Weile erst, fragte er sanft und freundlich: „Nun!“

„Den Reifen? — Nein!“

Metallisch fast klang ihre Stimme. Pierrot zündete sich eine neue Zigarette an, kauerte sich noch behaglicher zurück und machte einen anderen Vorschlag: „Willst du nicht die Larve abnehmen?“

„Weshalb?“

„Jetzt ist die Stimme ein wenig unsicher geworden. Pierrot lächelt verstohlen. „Oh, frage doch nicht! Aber freilich, es steht bei dir. Du allein weißt, ob du es wagen kannst oder nicht.“

Die Ägypterin ballte die kleinen Hände zu Fäusten, die goldenen Reifen an ihren Gelenken klirren ein wenig.

„Pierrot, du bist unerschämte!“

„Nach, leise, zornig sagt sie es. Er bleibt unbeflümmert, greift hinauf nach der wippenden Feder und läßt sie leicht durch die Finger gleiten. „Von der Schönsten kommst du, Schöne, um vielleicht bald zur Allerschönsten zu wandern“, flüstert er dabei träumerisch. Und wartet —

Die fremde Maske ist von ihm weg in die tiefe Nacht eines Fensters getreten und schaut durch die große Spiegel-Scheibe hinaus in die tiefdunkle Nacht. Langsam erhebt sich Pierrot und tritt zu ihr hinter den schweren Vorhang. Ein kurzes Zögern noch, dann nimmt sie die Larve ab und Pierrot sieht in ein junges, hübsches Gesicht, das blaß vor Erregung ist und aus dem die dunklen Augen, die früher ihn so hochmütig angeblickt haben, jetzt mit einem fast fliehenden Ausdruck auf ihn gerichtet sind.

Ein Lachen kommt ihn an, ein unbändiges Lachen, das er mit Gewalt unterdrückt. „Wenn du wüßtest, mein Kind, wie leicht dir der Sieg gemacht wurde neben der randschönen Frau Bachmann!“ Auch diese schrecklichen Worte, die sich ihm auf die Lippen drängen, verschluckt er, nimmt das Samtkäppchen ab, zieht die schillernde Pfauenfeder heraus und reicht sie mit einer tiefen Verbeugung der Ägypterin.

„Schöne Königin“, sagt er feierlich, „du bist Siegerin, es gilt mein wahrhaftig Wort. Hier hast du das Beste, das dir gebührt!“

Da strömt das warme Blut wieder in das junge Gesicht, helle Freude springt in die dunklen Augen, die ganze ägyptische Majestät und Würde ist vergessen, und ehe sich Pierrot versteht, schlingen zwei weiße Arme sich um seinen Hals, gefährden arg die wundervolle Halskrause und ein frischer Mädchenmund läßt seine rosigen Lippen.

„Danke, Pierrot, tausend Dank!“ flüstert es besüßelt an seinem Ohr.

Als Frau Philomena Bachmann am nächsten Vormittag Pierrot das Frühstück ans Bett bringt, weckt sie ihn, da es nach ihrer Meinung genug geschlafen hat, rüchloslos mit einem kräftigen Morgengruß. Pierrot blinzelt, gähnt, streckt sich und wird erst allmählich Herr seiner Sinne. Während dem hat Frau Bachmann das Samtkäppchen zur Hand genommen und fragt aufgeregt nach dem Verbleib ihrer Feder.

Janosam erinnert sich Pierrot, betrachtet eine Welle stumm seine Hauswirthin und versteht schließlich neheimischvoll: „Vom Weibe zum Weibe!“

Die blide Frau Bachmann ist aber nicht auf Käsekraten gestimmt. Sie ist nüchtern wie der Alltag, gewöhnlich wie ihr Leben und will die ausgeliebte Feder haben, um sie wieder querüber in die japanische Wandmatte zu stecken, zwischen die verbläbten Photographien und die bunten Anschlagstarten. Sie durchsucht das Zimmer, und da sie das glimmernde Ding nicht finden kann, beginnt sie ärgerlich zu brummen, bis Pierrot sie freundlich fragt, ob er ihr die Feder, da er sie nun doch einmal nicht mehr hat, etwa im Tauschwege vergüten könnte. Mißtrauisch zwar, aber doch auch neugierig, fragt sie, was er ihr wohl dafür geben wolle. Und Pierrot, weißen Gesichtes in den weißen Rissen liegend, sagt melancholisch aus rotem Munde: „Was ich dafür erbleibt — einen Ruß!“

Da schlägt die Tür seines Zimmers krachend ins Schloß und Pierrot kehrt sich befriedigt im Bette der Wand zu, um nochmal von der ägyptischen Königstochter zu träumen, die mit gleichem Bepfer, der schillernden Plauenfeder aus Frau Pöhlomona Bachmanns kleinbürgerlichem Wohnzimmer und mit goldenem Reichsapfel, einer dottergelben Mandarine, eine kurze Nacht hindurch an seiner Seite eine Welt des lächelnden Scheins und holden Trugs voll Ammut beherrscht hat.

Sein Kocherl.

Von Artur Stahn.

Münchener Gasking! Wer ihn einmal mitgemacht hat in seiner ganzen Ausgelassenheit und bahnbahnsichen Ueberschneidung, der vergißt ihn nimmer.

Auch Xaver Huber gedachte ihn mit seinem Kocherl (Köschln), seiner neugewonnenen „Ghust“, der hübschen runden Greti, zu feiern. Es war zudem das erstemal, daß er mit ihr zusammen offiziell ausging. Im Delikatessladen, wo er als Kommiss angestellt war, hatte er ihre Bekanntschaft gemacht und ihr seine Zuneigung zunächst durch Übergewicht bei ihren Einkäufen zu erkennen gegeben. Mit Entzücken sah er, daß seine Liebe offenbar erwidert wurde. Seine Einladung, mit ihm auf die Redoute zu gehen, war freudig angenommen worden.

Die gutmüthige Wadentragerin — gerade im Haus gegenüber, im 5. Stock, war sein Logis, ein bescheidenes Mansardenzimmerchen — hatte Xaver heute eine Stunde früher Feierabend machen lassen, und in jubelnder Vorfreude raste er die Treppen zu seiner Behausung empor. Aber da blieb er plötzlich mit dem rechten Stiefel am Rande einer ausgetretenen Stufe hängen, es gab einen vernünftigen Ratsch, und Xaver mußte zu seiner Bestürzung bemerken, daß sich die Sockel mit dem übrigen Stiefel nicht mehr allseits zusammenhängende Sohle von diesem nunmehr ganz gelöst hatte und höchst melancholisch herabbaumelte. Wenn man weiß, daß Xaver nur dies eine Stiefelpaar sein eigen nannte, so wird man das Entstehen des Vorfalles begreifen! Verzweifelt schaute sich Xaver in seinem Stübchen um, aber da war kein zweites Stiefelpaar, sondern nur ein Paar ausgetretener Filzschuhe zu erblicken. Und in diesen konnte er doch nicht auf die Redoute gehen! Und welcher Schuhmacher würde ihm jetzt zu dieser Zeit noch seine Stiefel sofort flicken?! — Oder ob er selbst? — Und schon suchte er eifrig in Rissen und Schubladen und brachte auch eine Anzahl kleiner Nägel zusammen. In Ermangelung eines Hammers schlug er sie mit dem Schillbaken in die widerstrebende Sohle. Famos! Die Sohle schien zu halten. Aber als er jetzt freudig mit dem Fuß in den Stiefel fuhr, zog er ihn schmerzhaft und mit einem Schmerzenslaut wieder zurück. Die Nägel waren viel zu lang und ragten drinnen ein gut Stück heraus, begierig auf die Bekanntschaft mit seinen Fußsohlen.

Was nun? Aber da fiel ihm plötzlich sein Freund Franz ein, der nur wenige Häuser entfernt wohnte. Der würde helfen. Aber es war keine Zeit zu verlieren! Mit Windeseile kletterte Xaver die Treppen hinunter und zum Hause hinaus — in Filzschuhen. Er langte gerade vor dem bewußten Hause an, als Franz es verlassen wollte. Die dringliche Bitte um ein Paar Stiefel beantwortete der Franz zunächst mit einem bahnbahnsichen Kraftwort: „Höllensakra! Rammel g'scherber! Da kimmst erst jetzt?! I hab' ja Zeit, meine Ghust wartet auch!“ — Doch ließ er sich erweichen, versprach mit Xaver in sein Zimmer zurück, langte in die Dunkelheit hinein und überreichte dem Freund ein Paar Stiefel: „Da! Jetzt muß i aber fort!“

Xaver besah sich die Nothelfer: noch ganz gut waren sie; darin konnte er sich schon noch sehen lassen. Also schnell nach Hause! Um 8 Uhr wollte sein Kocherl ihn drüben vorm

Baden erwarten, und es waren gerade noch 10 Minuten vor acht. Als Xaver aber die Stiefel dobeim anziehen wollte, sah er zu seinem Schrecken, daß die Fußröhre des Freundes nicht die seine war. So sehr er auch zog, riß und stemmte — die verdammten Fußhütererle wollten sich nicht dazu bequemen, sich seinen Füßen anzupassen. Er riß bei seinen verzweifeltsten Bemühungen nur ihre Ohren ab. Nun besam er sie erst recht nicht an. Und auf dem Bette lag einladend sein schönes Pierrotkostüm, für das er die Hälfte seines restlichen Gehalts als Pfand hinterlegt hatte. Und drunten — ein Sprung nach dem Fenster zeigte es ihm — wartete bereits seine Greti! Er erkannte sie sofort trotz des weiten verhüllenden Mantels. Wägend, in Schweiß gebadet, obwohl das kleine Köpfchen nicht geblutet war, sank der unglückliche Jüngling auf einen Stuhl. Dabin war keine Gastmächtsfreude! Und blamiert bis auf die Knochen war er auch noch! O Greti! —

Hätte er nur ein geeignetes Instrument gehabt, die in den alten Schuhen vorstehenden Nägel umzubiegen! Als er's mit dem Taschmesser versuchte, brach die Hälfte der Klinge ab. Und drüben ging ungeduldig Greti auf und ab. Und jetzt, als er durchs Fenster lugte, winkte sie! ... Da blies er verzweifelt das Licht aus und kauerte sich toturastlich in Strümpfen in Strümpfen in die dunkle Ecke. Schwarze, finstere Gedanken stiegen in ihm auf. Nein, das Allerbeste er nicht!

Bis er jemand die Treppe heraufkommen hörte und seine Tür, an der ein Bettelchen mit seinem Namen prangte, geöffnet wurde. Und im Licht der elektrischen Treppenbeleuchtung, das auch auf ihn fiel, erkannte er Greti! Diese schaute erst bestürzt auf den in seiner Ecke hockenden Xaver, dann schloß sie hinter sich die Tür und fragte ins nun entstandene Dunkel hinein: „Ja, Xaver, warum kimmst denn net?“ — „Ich hab' ja keine Stiefel!“ klang es klaglich aus der Ecke.

Greti war ein resolutes Mädchen. Sie tappte nach dem Licht, zündete es an und beleuchtete damit zunächst das häßliche Unglück in der Ecke. Dann untersuchte sie Xavers eigene Stiefel, fand sie nicht brauchbar, ersuchte ihn aber, doch noch mal zu versuchen die geliebten anzusetzen. Und Jüngling und Jungfrau zogen aus Leibestraften, bis auch Greti das Vergebliche alles Bemühens einsah. „Na — da is mir zu machen“, erklärte sie betrübt; „die kriegt nimmer an!“ — Ob, wie reizend sah sie aus, in ihrem lichtblauen Samtkostüm mit weißem Pelzbesatz. Eine entzückende Pierrette! — Mitleidig sah ihn das Mädchen an; dann kam ihr plötzlich ein Einfall. „Nein, mein Xaverl, allein geh i net auf die Redouten! Wari', glei' kimm i wieder!“

Und rasch ihren Mantel überwerfend, eilte sie die Treppen hinab. Xaver, der klopfenden Herzens ans Fenster getreten war, sah sie drüben in den Delikatessladen schlüpfen, den die Besitzerin eben schließen wollte. Bald erschienen sie wieder, beladen mit zwei Weinflaschen und einem Paket. „So“, erklärte sie befreit, „jetzt halten wir unsere Redouten halt daheim! Bis um 12 hab i Urlaub von der Herrschaft. Aber erst mach i mal Feuer — dös is ja a Hundelackien hier. Holz und Briketts hast?“

Bald prasselte ein Feuer im Ofen, das kleine Zimmer wohligh durchwärmend. Als sich beide an den guten Sachen gelabt, die Greti freigiebig eingekauft hatte, zog sich Xaver auf ihre Aufforderung das Pierrotkostüm an. „Dah du's net umsonst' habst hast“, meinte sie.

Xaver war fertig! Und nach mancherlei Scherzen sprachen sie auch ernsthaft miteinander und der junge Mann erfuhr, daß Greti gar kein so unbemitteltes Mädchen war und von Hause aus etwas zu erwarten hatte, somit den beiden Glücklichen die Aussicht auf eine dauernde Vereinnigung in nicht allzu weiter Ferne winkte.

Schließlich holte Xaver ein paar Würfel hervor: „Weißt, Greti, jetzt würfeln wir! Gewinn' i, gibst du mir a Bussel. Gewinnst du, geb' i dir eins!“ Und da war es natürlich gleich, wer gewann oder verlor.

Als Xaver sein Kocherl gegen 12 Uhr — in Hauschuhen — nach Hause geleitete und man sich nach längerem Abschiednehmen an Gretis Haustür trennte, da waren beide einstimmig der Ansicht, daß es „so“ doch viel schöner gewesen sei als auf der Redoute unter all den vielen fremden Menschen.

Der Scherz und Spott

Die Erleuchtung. „Und was sagte Ihre Frau, als Sie mit ihr auf den Pyramiden standen?“ — „Sie wollte wissen, ob ich auch die Kalkentür zugeschlossen habe.“

Ein Vortell. „Um Gotteswillen, ich habe meinen Kragenknopf verschluckt!“, ruft er entsetzt. — „Na, dann weißt du doch wenigstens, wo er ist“, erwidert sie beruhigend.